

Prozess „Kirche am Ort – Kirche an vielen Orten gestalten“ Geistliche Haltungen

„Ich lade dich ein, deine Geschichte zu erzählen“

Erfahrungen zu den Haltungen im Heute

Paulo Nicoló Menezes / Wolfgang Herrmann

Die Geschichte Gottes mit den Menschen wird jeden Tag und allerorts fortgeschrieben. Die Fortsetzungsgeschichten interessieren die Kirche, denn sie sind ihr lebendiges Evangelium, aus dem sie lesen und lernen kann.



Gruppe „Ter Sol“, ein pastoralpsychologisches Projekt

Herr U. lebt schon seit 30 Jahren in Deutschland. Er kommt ursprünglich aus Portugal und arbeitet in einem Lager. Er ist alleinerziehend und geschieden. Seit einigen Jahren leidet er unter Depressionen, Schlafstörungen und mangelndem Selbstwertgefühl. Dies führte dazu, dass er sich von seinen Mitmenschen immer mehr isolierte und damit auch sein Integrationsprozess in die deutsche Aufnahmegesellschaft ins Stocken geriet. In dieser Situation kam er zur Gruppe „Ter Sol“. Durch die erlebte Gemeinschaft und die Solidarität der anderen Mitglieder der Gruppe konnte Herr U. Stück für Stück seine Depression in den Griff bekommen, seine Schlafstörungen reduzieren und sein Selbstwertgefühl verbessern. Er gewann wieder mehr Vertrauen zu sich selbst, zu seiner Familie, zu seiner Migrationsgeschichte, zur Gruppe und auch zu Gott. Im Laufe der Zeit tauchten beim ihm auch Glaubensfragen auf. Er begann an verschiedenen Angeboten der Gemeinde teilzunehmen und äußerte den Wunsch, auch aktiv in der Gemeinde mitzuwirken.

Für mich ist Herr U. ein Beispiel unter vielen anderen, die an der Gruppe „Ter Sol“ teilnehmen. Herr U. macht deutlich, wie kirchendistanzierte Menschen mit Brüchen in ihrer Lebensgeschichte eine große Ressource für eine pastorale Weiterentwicklung der Gemeinde sein können. Dies geht aber nur, wenn wir offen für diese Menschen sind, ihnen mit einer Haltung begegnen, die von Vertrauen geprägt ist und wenn wir bereit sind ganz neue pastorale Zugangswege, wie beispielsweise die Gruppe „Ter Sol“, zu erschließen.

Der Begriff „Ter Sol“ stammt aus der brasilianischen Sprache und bedeutet zweierlei. Zum einen verwende ich „Ter Sol“ als Abkürzung für den Begriff „**Terapia Solidária**“, auf Deutsch: therapeutisches solidarisches Handeln. Zum anderen bedeutet „Ter Sol“ übersetzt „Sonne haben“. In vielen Herkunftskulturen der Migrantinnen und Migranten hat die Sonne eine wichtige, oft auch religiöse Bedeutung. In der jüdischen und christlichen Tradition wird die Sonne häufig als Synonym für die Eigenschaften Gottes verwendet. Die lebensspendenden Kräfte der Sonne haben in der biblischen Tradition sogar dazu geführt, Gott selbst als Sonne zu bezeichnen (Psalm 84,12. Siehe auch Psalm 19,5-7 und Richter 5,31).

In der Offenbarung heißt es vom erhöhten Christus, „sein Angesicht leuchtete wie die Sonne scheint“ (Offenbarung 1,16. Siehe auch Offenbarung 12,1 und Matthäus

5,45). Gott steht somit als Chiffre für Energie und Liebe. Dies bedeutet zugleich, dass Gott auch diejenige Energie ist, die im Leiden, in der Krankheit, in der Traurigkeit und im Sterben-Müssen wirksam ist – selbst wenn man ihn gerade in solchen Situationen nicht unbedingt spüren und erkennen kann.

Gott ist aber immer auch der ganz Andere – der Nicht-Zugegen-Seiende und der Nahe zugleich. In Jesus Christus hat Gott sich auf die Seite der Ohnmächtigen gestellt. So gesehen hat jede „Ter Sol“-Gruppe auch Anteil an der Empathiefähigkeit Gottes mit den Ohnmächtigen bzw. an der „Compassio Gottes“.

Viele Migrantinnen und Migranten der 2. und 3. Generation wie auch Angehörige binationaler Ehen befinden sich bisweilen in Identitätsunsicherheiten und erleben sich als „Wanderinnen und Wanderer zwischen den Kulturen“. Viele erleben in ihrem Alltag Ausgrenzung und Diskriminierung. Dies resultiert bei ihnen oftmals in Gefühlen der Unsicherheit und Angst. Das stumme Leiden, das nicht „nach außen“ gelangen darf, hinterlässt jedoch Spuren. Deswegen brauchen sie eine Gruppe, um sich ausdrücken zu können und anderen von ihren Schwierigkeiten berichten zu können. In der Gruppe geht es daher auch darum die Stummen sprechen zu lassen. Darüber hinaus benötigen die betroffenen Migrantinnen und Migranten Unterstützung, um ihre Schwierigkeiten und die Grenzen der Isolation zu überwinden.

Mit der Initiierung der Gruppe „Ter Sol“ haben wir uns entschlossen, der besonderen Situation unserer Migrantinnen und Migranten im Rahmen eines eigenen pastoralpsychologischen Projekts Rechnung zu tragen.

Bei der Gruppe „Ter Sol“ handelt es sich um eine interkulturelle Gruppe, die sich monatlich trifft. Die Menschen thematisieren dabei die Themenbereiche Heil und Unheil in einem weiteren Sinn auf Arbeitskonflikte, Migrationserfahrungen, Kriegserlebnisse, etc. in einem grundsätzlichen religiösen Sinn. Die Sehnsucht nach Heil, angesichts des durch die Migration erfahrenen Umheils, hat Einfluss auf die Verkündigung und pastorale Praxis und bildet den zentralen Punkt bei pastoralen Begegnungen.

Dazu arbeite ich mit Ideen, Impulsen, Methoden und vielfältigen Elementen - vor allem aus der indianischen, afrikanischen, asiatischen und südamerikanischen Kultur. Dieses Ansinnen verfolgt daher eine kulturelle Öffnung. Besonderes Augenmerk wird auf den Migrationshintergrund gelegt, so dass die Diversitäten von Herkunft und kultureller Orientierung, wie Sprache, Religion, Musik, Tanz, etc. deutlich werden.

„Ter Sol“ greift besonders die Sehnsucht nach dem Gemeinschaftsgefühl der Menschen auf und versucht die Selbstheilungskräfte der Gruppe im Kontext der Migration und der Vielfalt ethnischer Zugehörigkeiten zu stärken. Ich möchte jedoch nicht, dass sich dieses Projekt nur auf eine Gemeinde, Konfession, Religion, Kultur, etc. begrenzt. Für mich stellen daher Freiheit, Ehrlichkeit, Offenheit, Mut und Vertrauen die Voraussetzungen dar, um dieses Konzept im Laufe der Zeit weiter zu entwickeln.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kommen aus Europa, Asien, Afrika, Zentral- und Südamerika. Die Gruppe wird sehr gut angenommen und zur Zeit gibt es in allen Teilgemeinden eine Erwachsenen, Jugend- und Kindergruppe. Ich möchte diese Begegnungen stärker mit pastoralpsychologischer Beratung anreichern und die

Begegnungsmöglichkeit zu diesem Thema in der Gemeinde verbessern und vertiefen.

Tauferfahrung

In einer Gemeinde stand im Rahmen des Erstkommunionweges die Taufe eines Erstkommunionkindes an. Das Taufgespräch im Rahmen der Taufkatechese hatte bereits stattgefunden. Als Liturge der Tauffeier bat ich um die Möglichkeit eines Gespräches mit der Tauffamilie. „Das sei schwierig“, bekam ich zur Antwort, denn der Familienvater stehe der Taufe seines Kindes mit großer Skepsis gegenüber. An der Tauffeier wolle er, wenn überhaupt, nur teilnehmen, um den familiären Frieden nicht zu beschädigen. Aber ich könne ja mit der Mutter zusammenkommen. Denn auf dem Hintergrund ihrer italienischen Herkunft war der Mutter die Taufe und die Erstkommunion ihres Kindes ganz wichtig, schon aus „guter Tradition“ und auch, um die Erwartungen ihrer Familie nicht zu enttäuschen.

Ich entschied mich für einen anderen Weg. In einem Telefonat mit der Mutter warb ich darum, die Familie besuchen zu können.

An einem Abend saßen wir dann um den Tisch – Vater, Mutter, (zeitweise der Täufling) und ich. Es ging nicht darum, noch einmal das für und wieder bzw. den Ablauf der Tauffeier zu besprechen, sondern mit allen am Tisch über das Leben ins Gespräch zu kommen. Echtes, von Respekt geprägtes Interesse zu zeigen.

Und so begann ein spannendes und fruchtbares Gespräch.

Der Familienvater erzählte von seiner Herkunft aus Palästina und den frustrierenden Erfahrungen mit den Glaubensgemeinschaften vor Ort. Die Erwartung, mit seinen Träumen und Hoffnungen auf ein friedvolles und glückliches Leben, mit seinem Glauben in einer Gemeinde andocken zu können, wurde immer wieder frustriert. Deshalb wahre er seit seiner Jugend eine Distanz zu allen Glaubensgemeinschaften und könne mit „Kirche“, in welcher Form auch immer, nicht mehr viel anfangen. Deutlich jedoch war seine Sehnsucht nach Lebensglück, nach Frieden, nach Harmonie unter den Menschen zu spüren. Dieses Lebensglück wünsche er seinem Kind, dazu wolle er alles Menschenmögliche tun. Als im fortlaufenden Gespräch auch die Mutter mehr von ihren Hoffnungen und Wünschen für ihr Kind und weniger von den Erwartungshaltungen ihrer Familie hinsichtlich der Tauffeier sprach, entstand ein fruchtbares und tiefes Gespräch über das Leben und den Glauben. Und auch ich konnte von meinen Hoffnungen erzählen und mein Verständnis von Taufe als Gottes unbedingtes Ja zu einem Menschen einbringen.

Der Familienvater nahm an der Tauffeier teil. Nicht als Gast, sondern auf seine Weise sehr präsent als Mitfeiernder. Was er für sein Kind erhofft, brachte er nicht in einer Fürbitte zum Ausdruck, sondern in einem sehr persönlichen, selbst formulierten Text.

Die Geschichte von Damian

Anlässlich eines Betriebsbesuches wurde mir die Geschichte von Damian erzählt. Als Jugendlicher kam er mit seiner Familie nach Spanien und fand Arbeit auf dem Bau. Die schwere Wirtschaftskrise im Land zwang in wenige Jahre später nach Deutschland aufzubrechen und dort eine Lebensperspektive für sich und seine junge Familie mit zwei Kindern zu suchen, die er mittlerweile gegründet hatte. Zwei Mal jedoch wurde er Opfer schwerer Arbeitsausbeutung auf dem Bau und erhielt nur einen Bruchteil des ihm zugesagten Lohnes. Damian und seine Familie standen vor dem finanziellen Ruin und waren völlig verzweifelt. Durch die Intervention von

Freunden fand er als Hilfsarbeiter eine Arbeit in einem Textilbetrieb und eine bescheidene Unterkunft.

Der Betriebsrat, bei dem ich zu Gast war, berichtete mir, wie das Schicksal von Damian einen deutschen Arbeitskollegen völlig veränderte. Dieser Kollege, Vorarbeiter in der Abteilung, galt als wenig aufgeschlossen: „Ein Eigenbrödlerrhalt“. Berührt von der Lebensgeschichte Damians und empört über die schlechten Erfahrungen, die Damian erleiden musste, begann er sich für Damians Schicksal zu interessieren. Mit großem Engagement und unerwartetem Einfühlungsvermögen baute er Damian eine Brücke am Arbeitsplatz, sprang ihm immer wieder zur Seite und initiierte im Betrieb sogar eine Kollekte. Die Arbeitskollegen waren über das Verhalten des Vorarbeiters bass erstaunt. Da Damian der deutschen Sprache kaum mächtig ist, waren Zeichen und Gesten noch wichtiger als das Gespräch.

Auf meine Bitte hin konnte ich Damian an seinem Arbeitsplatz aufsuchen und auch mit dem Vorarbeiter ins Gespräch kommen. „So kann man mit einem jungen Menschen doch nicht umgehen – da wird doch die Menschenwürde mit Füßen getreten - so etwas darf man doch um Gottes willen nicht einfach hinnehmen...“, erzählte er mir und berichtete mit einem Glanz in den Augen, dass es Damian nun deutlich besser gehe und wie viele Kollegen ihm solidarisch zur Seite stehen. Und auch Damian war das Glück und die Freude über diese menschliche, solidarische Zuwendung deutlich abzulesen.

„Gott in den Armen erkennen - eine samaritanische Kirche zu sein“, diese Einladung Papst Franziskus ging mir durch den Kopf, als ich die gemeinsame Geschichte der beiden so ganz unterschiedlichen Arbeiter hörte. Der Vorarbeiter hat sich berühren lassen vom Leid seines Kollegen, der „unter die Räuber gefallen“ war, die Not gesehen und geholfen. Und dabei die Erfahrung gemacht, dass solidarisch sein und teilen nicht ärmer, sondern reicher macht, Gemeinschaft stiftet.

Kommunionerfahrung

In meiner Gruppe war ein Kommunionkind, das mit den anderen nicht auf Augenhöhe war. Niemand hat das formuliert, niemand hat bewusst auf diesen Jungen heruntergeschaut, aber es war so. Er hat gespürt, dass er anders war und seine ganze Familie auch. Er sah anders aus, er war aus einem anderen Milieu, er spielte in der Klasse in einer anderen Liga. Weil die anderen in der Kommuniongruppe die Mehrheit waren, war er anders, nicht weil er von Geburt an anders war. Der gesellschaftlichen Norm entsprach er nicht, denn er war kein Leistungskind wie die anderen und er hatte bunte Haare. Die kirchliche Norm hat das Anderssein noch verstärkt: Er war der einzige der Gruppe, dessen Eltern getrennt waren, seine Mutter lebte mit einem neuen Mann und dem gemeinsamen Kind. Dieser „kirchliche Makel“ war weniger mir, mehr der Familie bewusst. Sie fühlte sich anders, abweichend, unterlegen. Deshalb kam sie nicht zum Gottesdienst. Nicht weil sie nicht wollte, sondern weil sie sich nicht traute. Die Mutter, die Geschwister, die Männer, der Junge, sie trauten sich nicht in die Gemeinde der Katholiken, die alle gleich, sie aber anders waren.

So genau lässt sich nicht sagen, was die Situation verändert hat. Vielleicht meine persönliche Entscheidung, diesen Jungen zu mögen. Vielleicht die Erfahrung der Jungs, dass die Kommuniongruppe mehr Spaß macht, wenn jeder seinen Platz bekommt und keiner draußen ist. Vielleicht auch das wachsende Zutrauen der Mutter, weil es ihrem Sohn in der Gruppe gefiel und er von sich aus auch im Gottesdienst dabei sein wollte. Jedenfalls veränderte sich die Situation und es

entstand mehr und mehr Augenhöhe in der Gruppe, zwischen dem Jungen und mir und zwischen der Familie und der Gemeinde.

Ich habe in dieser Kommuniongruppe keinen zum Glauben bekehrt, niemanden für den Gottesdienst gewonnen geschweige denn einen engagierten Christen vorweisen können. Sie hatte nur ein Ergebnis, von dem ich behaupten möchte, dass es das wichtigste war, das erreicht werden konnte: Augenhöhe.

Transferrgruppe Haltungen

